

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 11. Januar 1917

Die Dachrinne.

Von Aug. Supper.

Ich bin nicht abergläubisch. Bin eines Rheinpreußen und einer Schwäbin Sohn. Das ist nicht die Mischung, aus der verdrehte Köpfe stammen. Dazu habe ich Medizin studiert. Es sind allerdings an die dreißig Jahre her; aber ganz schwindt man das nie mehr durch die Rippen; auch wenn man weit von der Welt draußen im Schwarzwald praktiziert. Man sieht: Abstammung, Studium und Beruf wären geeignet, einen nüchternen Real aus mir zu machen; aber diese verfluchte Dachrinne! —

Ich wohne im letzten Haus von J. (Namen tun nichts zur Sache.) Ein großer Baumgarten trennt mein Anwesen von allen anderen Wohnstätten des Dorfes.

Ich haufe dort mit Donna Anna, meiner sechzigjährigen Haushälterin, und Johann, dem Knecht.

Donna Anna ist so kurzichtig, daß sie kaum ihre Pfannen auf dem Herd sieht. Der Johann aber ist auf weite Stunden im Umkreis der Dämmstiege. Kieselwände könnte man mit ihm einschlagen, ohne daß er es merken würde. Von der Umwelt sieht er nur den Brokats, den Mofstrug und meinen Gaul, den „Rih“.

„Rih“ heißt das Tier, seit ich Karl May lese. Früher hat es „Mephisto“ geheißen. Die Zeiten ändern sich und die Wörter der Herren und die Namen der Gänse in ihnen. Der Gaul ist zwölfjährig, Fußstute. Bei gutem Stall und leichtem Dienst immerhin noch kein Veteran. Nicht weit von meinem Haus fängt der Wald an. Eine weiße Straße führt vor meinem Hofstall vorbei darauf zu. Wenn ich, den die ärztliche Praxis nicht schwer drückt, auf meinem Fuhrwerk durch diesen Wald reite, beuge ich mich oft nieder, auf den schlanken Gaulshals, wie Karl May das ist, und murmele eine Koranverse. Und mein ganzes Leben unter den Bauern kommt mir dann vor wie ein Hüfchen Asche, das von einem großen, lodernen Brand übrig geblieben ist. Wann und wo aber der Brand loderte, darauf kann ich mich nie besinnen. Wie Traum ist alles, wenn der Wald schwarz und still um meinen Weg steht.

Aber ich will ja von der Dachrinne reden.

Von meinem Wohnhaus durch einen schmalen, gepflasterten Ausläufer des großen Hofes getrennt, liegt der Gaulstall, der unter seinem flachen Dach von geteilter Wappe zugleich die Scheune birgt.

An diesem geteerten Dach entlang läuft sie, die Dachrinne.

Sie ist von Weichblech, solid gemacht von einem christlichen Flaschner, der — — — Doch weiter:

Wenn ich, was in sieben Wochentagen jedesmal der Fall ist, abends nach dem Nachtessen allein in meiner großen, vielsfenrigen Wohnstube sitze und den Karl May oder den alten Gerstöder oder sonst ein Buch fürs Herz vor mir habe, dann liegt mir nichts ferner, als auf das zu horchen, was außerhalb der Stube vorgeht.

Wiel ist's ja auch nicht. Die Donna Anna schlägt in ihrer Kurzichtigkeit dann und wann eine Zoffe, einen Zeller zusammen, der Johann pfeift beim Stiefelputzen das Lied, das sein Ende und keinen Anfang hat und in dem nur immer noch einmal gesagt wird: Schön sein's die Jugendjahre! Vom Dorf herüber hört man des Schützen Hund bellen, das Rabenraas, das das große Wort führt, grad wie sein — — — Doch weiter: Also ich höre von allen diesen Geräuschen grundsätzlich keines, weil es nicht der Mühe wert ist. Warum habe ich nun schon dreimal das andere gehört? Ich frage: warum??

Jedermann weiß, wie das ist, wenn es regnet und eine weißblecherne Dachrinne ist in der Nähe. Ganz recht. Ich weiß das auch. Da geht erst ein leises Rieseln an und dann ein Glucksen, ein Strohweises und dabei doch gleichförmiges Gurgeln und Raunen, das zuletzt wie ein hoffnungsloses, fassungsloses Weinen klingt.

Ja, so ist's. Trübselig ist das, herabstemmend, schon wenn's regnet. Wie aber, meine Verehrten, wenn dieses Teufelsgeräusch laut wird, ohne daß ein Wölkchen am Himmel steht, ein Tropfenchen niederrieselt? Wie ist's dann? Was würdet ihr dann sagen zu dieser Dachrinnelei? Merkt ihr jetzt etwas, — he?

Und wenn dann nach diesem gurgelnden Weinen oder weinenden Gurgeln das einmald — — —

Aber ich will der Ordnung nach erzählen.

Es war im Hochsommer. Ich war müd von einer weiten Fahrt zu einer Wächnerin und zu zwei Schoppen Heffigeimer im „Hirsch“ in Dingelsberg heimgekommen. Ich sage das ausdrücklich von den zwei Schoppen, sonst könnten gewisse Leute sich mit einem Augenzwinkeln in die Augen blenden. Zwei Schoppen waren's. Nicht mehr und nicht weniger.

Da sitze ich also an meinem Tisch, strecke die Füße in den Hausschuhen von mir, ziehe die Hängelampe tiefer und schiebe das Nachtstengerät auf die Seite. Die Fenster stehen weit offen, obgleich Donna Anna darüber schimpft, weil sie behauptet, dadurch bekomme man das Haus voller Motten und in meiner alten Jagdjoppe fangen sieben Käpen keine Mäuse mehr vor lauter Mottenstüchern. Ich gestehe: mir liegt an meiner alten Jagdjoppe nicht viel und am Schimpfen der andern Alten erst recht nicht. Aber daran liegt mir, daß ich teilhaben darf, wenn der Wald nach einem langen, heißen Tag Atem holt aus der Tiefe seiner grünen Brust herauf. So ist eine Schwarzwalddacht durch weit offene Fenster herein, das ist wie ein Bad in Duellen, die von drüben herüber kommen.

Die Anna trägt das Geschirr hinaus, der Johann schließt drunten Stall und Hofstall, und alles wird still. — Da auf einmal gluckst's in der Dachrinne.

Ich sehe erst nicht auf von meinem Buch. Bei Bagdad drinnen stehe ich irgendwo, und mein Hadschi Halef mit dem langen Namen hat eben einen Streich gelistet, den der Johann nicht halb so genial fertig brächte. — Nur ein leises, mehr unbewusstes Unbehagen ist in mir, daß es draußen regnen soll, da doch heute solch ein prächtiger Tag und glühend roter Abend war.

Sie schlacht und gurgelt fort, die Dachrinne. Ins Weinen kommt sie, ins hoffnungslose Weinen.

Ich schaue auf wie verträumt und verschlafen. Regnet's denn? Die Reine ziehe ich an und horche. Regnet's denn?

Müd und schwerfällig stehe ich auf und trete ans Fenster, ob vielleicht ein Gewitter vorüberstreife.

Ich höre nichts mehr und sehe nichts. In nächstlicher Bläue, glashart gewölbt, mit wenig Sternen steht der Himmel über den Wäldern, und aus dem Küchenfenster, wo Donna Anna Geschirr abwäscht, fällt genug Lichtschein auf das Dach des Pferdestalles, um erkennen zu lassen, daß die Wappe stumpf und trocken ist.

Wieder setzte ich mich an mein Buch. Und wieder fängt in der Dachrinne das Raunen, das Glucksen, das Weinen an. Ich weiß, daß meine Augen sich weiten wollen, und drückte sie hart zusammen. Und dann schließe ich sie ganz, daß sie von innen heraus den Ohren helfen sollen. Wie man die eine Stellfalle schließt, wenn man ein geleitetes Wasserlein nur noch durch einen einzigen Graben leiten will.

Unendlich deutlich, so, daß eine Täuschung absolut ausgeschlossen ist, höre ich die Dachrinne. Durch das wülfelnde Weinen klingen zuweilen schwere, einzelne Tropfen in hartem Fall. Mir geht langsam ein Gefühl von Kühlung über den Rücken. Ich stehe auf und rede mich und sehe mich um wie einer, der etwas gegen sich antommen fühlt und nicht weiß, was und nicht woher.

Aber außer der glockäugigen Nacht und dem schluchzenden Gewinsel kommt nichts durch die gähnend offenen Fenster. Da schreite ich zur Tür und rufe die Anna.

Den nassen Schürzzipfel über das beträchtliche Bäuchlein gesteckt, kommt sie angewackelt, und in ihren roten, immer etwas entzündeten Augen loht flammender Groll. „Mei! Spülwasser wird kalt“, faucht sie mich an.

Ich aber fasse sie am Arm, führe sie mitten in die Stube und besetze ihr, zu horchen.

Und sie horcht. Sie hat eine gottsjämmerliche Angst vor Mäusen, und diese Angst macht sie so feinhörig wie sie kurzichtig ist.

Ich höre immerzu das Weinen, immer das Weinen. Die Alte dreht den Kopf links und rechts wie eine verlebte Blaumeise. Der Ausdruck angespannter, ängstlicher Laufschens ist in ihrem Gesicht.

Dann schüttelt sie plötzlich den Kopf und stampft mit dem Fuß auf. „Nacht!“, sagt sie zornig, „i hör'niz; was soll denn sei?“

Ich gebe ihr einen Puff. „Die Dachrinne plätschert doch.“ Sie horcht noch einmal, noch angestrengter. Dann schreitet sie einfach zur

Tür. „Sie plätschert au“, brummt sie grob zurück, „Sie werdet zu lang beim Heffigeimer g'esse' sei“, jetzt lauft's Ihne' in de' Ohre.“

Was soll man da sagen! — Ich sage nichts und rufe den Johann. Einen von meinen Stiefeln über dem linken Arm, die Bürste in der Rechten, tritt er ein. Er weiß nicht, daß man so etwas auch abstellen und weglegen kann. Sein Fleisch ist willig; aber sein Geist gar schwach. „Johann“, sage ich, „horch einmal!“

Er sperrt sofort das Maul auf, denn so horcht der unbefangene Mensch, an dem die Kultur noch nichts verrenkt und verzerrt hat. Stumm sehe ich in sein Gesicht, ob ich darin nicht entdecken möchte, was das rätselvolle Geräusch auf den Naturmenschen wirkt.

Aber außer der gewohnten abgrundtiefen Dummheit lese ich nichts in diesen Miemen.

„Was soll sei?“ fragt er schließlich langgedehnt.

„Hörst du die Dachrinne nicht?“

Er schließt sich mit der Gelentigkeit eines hundertjährigen Ripperbes zum Fenster und redt den Hals in die Sommernacht.

„Nai, Herr Doktor“, sagt er bestimmt, „s regnet net.“ Ich kann einen Seufzer nicht unterdrücken und schide den Burschen fort.

Unter der Türe schon fängt er an zu pfeifen: „Drum sag' ich's noch einmal, schön sein's die Jugendjahre!“

Ich setze mich wieder an den Tisch und versuche von neuem zu lesen. Aber da draußen in der schwarzen Nacht weint es und weint, und ich muß darauf horchen, als gelte es mir allein.

Und plötzlich höre ich Hufschlag auf der Straße. Der Hufschlag ist ein schwerer Bauerngauls, wie ihn etwa ein Feuerleitergalopp aus den harten Steinen der frischgeegeworfenen Straße lockt.

Ich springe empor. Ich weiß — der Hufschlag gilt mir.

Ich fühle, daß in meinen Händen, in meinen Weinen ein jähres Jähren ist, das ich hinausbrücke aus meinen Gliedern mit zusammengebissenen Zähnen.

Und dann ein Klopfen, ein Rütteln, ein Schreien am Tor.

Das war aber in jener schweigenden Hochsommernacht, als das Auto mit den vier Franzosen unten an unserm Berg über die hohe Mauer aus Werksteinen unter die schwarzen, ragenden Tannen rannte.

Der graue Morgen ist über die Höhe gestiegen, als ich vom Gang in jener Nacht heimkam.

Die weißblecherne Dachrinne hat mir seltsam fahl entgegengeschimmert, und wenn sie Wasser gehabt hätte, viel Wasser, dann hätte ich mir unter ihr die blutigen Kleider waschen können.

Aber sie war trocken. — — —

Und dann wieder im April damals.

Der Schnee war fort. Fort bis auf den letzten Felsen. Sogar im Fruchtsack, wo er oft noch am Sommerjohanne liegt, war keine Handvoll mehr zu sehen.

Schwarz, wie frisch aus der Tinte gegossen, standen unsere Wälder, und das Moos quieschte, wenn ich in meinen schweren Stiefeln durch die Tannen schritt.

Überall war endlich die quellende Vorfrühlingsnässe, die die übrige Welt wohl schon im Februar hat, und die mir von meinem medizinischen Standpunkt aus vorkommt, wie ein guter, reichlicher, neunmal gelegener Schweiß mit dem das alte Weiblein Erde die letzten Wurzeln harten Winterbels hinauswürgt.

Heller Tag war's. Ich stand in meiner Stube und putzte meine Flinten. Heffigeimer hatte ich keinen getrunken.

Die Sonne schien auf den blauen Flintenlauf, als ich ihn hochhub und hindurchschob.

Und da fing die Dachrinne an zu riefeln und zu glucksen. Mir sank der Arm. Ich spürte, wie mir das Blut gegen den Kopf stieg.

Das Fenster machte ich auf und sah die trockene Dachpappe. Am Frühlingshimmel aber glitten weiße, federige Wölkchen lautlos über die Wälder.

Still schloß ich mein Fenster. Den Johann und Donna Anna rief ich nicht.

Meine Flinte habe ich zusammengelegt und das Putzzeug weggeräumt. Dann machte ich meine Instrumente in Ordnung, zog meine Reithiesel an und wartete.

Ja, ich wartete. Draußen war immer das riefelnde, gurgelnde Weinen. Und dann kam der lange Reggertrug von N. (Namen tun nichts zur Sache), der Weine hat wie ein Storch und laufen kann wie ein Patagonier

Heute aber war er gerannt, wie des Teufels Botengänger. Der Schweiß stand ihm auf dem verzerrten Gesicht. Eine Müge trug er nicht.

Er stammelte etwas, und dann schrie er und sah plötzlich grauweiß aus wie das leibhaftige Entsetzen.

Dort drunten in jenem Tal, über dem der blaue Fernendunst des Frühlings lag, war ein Haus eingestürzt. Ein Wirtshaus, das kunstvoll in die Höhe gehoben werden sollte und das aus diesem Anlaß voll fröhlicher Gäste war.

Und nun lagen sie alle unter den Trümmern. — Den Menschen hing es an zu schütteln, als er mir das erzählte; die Augen quollen ihm vor.

Ich aber habe meinen Gaul aus dem Stall gerissen.

Weiße Rehen muß die Straße machen, um hinabzukommen in den Wiesengrund.

Eine steile Bergschrunde, von abgefallenen Tannennadeln so glatt wie die Haut des Erzvaters Jakob, schneidet die Bindungen ab.

In dieser Schrunde ist der Reggertrug abgefahren auf seinen guten Leberhosen.

Ich aber lag auf meinem Gaul, jagte durch den Wald und fühlte etwas auf den Lippen brennen, was keine Koranverse war.

Hinter den Felsen hervor und unter den Tannen hin hörte ich es gelken: „Meinst du, die Achtzehn, auf die der Turm von Sileo fiel und erschlug sie, seien Sünder gewesen vor andern?“

Feuertäubig glogte etwas in mein gemächliches Leben, in die weltfernen Wälder herein, was nicht im Karl May stand und nicht im Gerädere. — — —

Und nun das dritte und bis heute letzte Mal.

Seit diesen Jahren haben wir es gehalten, mein Freund, der Knallbaron, und ich: Wir nahmen am Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezember die Flinten über und freisten bis zur Dämmerung im Wald umher. Ein Wiesel schaffte wir oder einen Raben, und danach ließen wir uns das eine Jahr bei mir, das andere Jahr beim Knallbaron häuslich nieder, um so gut es ging den heiligen Abend zu feiern.

Der Knallbaron wohnte ein Stündchen von mir auf seinem Gut, an dem etwa zwanzig Familienzweige ausdauernd saßen. Er war Junggeselle wie ich, hatte eine alte Haushälterin wie ich, wußte nicht recht, zu was der liebe Herrgott sich die Mühe mit der Erschaffung des Menschen gemacht hatte, genau wie ich, und feierte im übrigen die Feste, wie sie fielen.

Ich glaube, er hat nie im Leben jemand ein Leid getan außer denen, die durch sein bloßes Erscheinen in der Welt um das Majorat kamen.

Seinen Spitznamen trug er, weil er es liebte, das Einzelne des Lebens in unseren Wäldern durch knallende Pfropfen zu durchbrechen.

In meiner Stube saßen wir, hatten ein Häflein neben uns stehen und spielten das königliche Spiel.

Draußen pfliff ein höllisch spitziger Wind über ganz trockenem Erdrich. Es hatte noch keine Flocke geschneit den ganzen Winter, und mancher Aker auf der Höhe war nicht wie sonst befestigt, weil der Pflug die Scholle nicht meisterte.

Ich sehe es noch, wie der Knallbaron mit seiner weißen Krönung einen Zug über übers ganze Feld tat. Sein rundes, rotes Vollmondgesicht schmunzelte. „Die da ist das einzige Frauentzimmer, das sich vernünftig dirigieren läßt“, sagte er.

Da fing die Dachrinne an. — — —

Ich nahm die Hand vom Brett. Nach unserer Flasche sah ich, die neben den Gläsern stand. Sie war noch fast voll. Der Baron blidete nicht auf. Er dachte über seinen nächsten Zug nach.

„Du“, sagte er nach einiger Zeit ungeduldig, „du bist am Zug.“

Aber ich konnte mich nicht rühren. Wie ein Vonn lag es auf mir.

„Horch“, sagte ich, „horch doch!“

Er hob den Kopf. Das Schmunzeln lag noch auf seinem Gesicht. Und dann, als er mich anblidete, richtete er sich auf und fragte: „Was gibst's denn?“

Ich flüsterte. Im die Welt hätte ich nicht laut reden können. Wie wenn eine Hand an meiner Kehle läge, war mir's. „Hör' doch, wie es in der Dachrinne tut.“ — — —

Er schob seinen Stuhl etwas zurück. Mit vorgelegten Köpfen saßen wir beide. — — —

„Dir träumt —“ sagte er dann laut nach langer Zeit. Ich glaube, ich bin zusammengesetzt beim Klang seiner Stimme. Wie ein schriller Ton schnitt sie in das leise, gleichförmige Weinen herein, das ich hörte. Ich trank hastig mein Glas aus,

weil mich froh, wie wenn ich in nassem Kleider steckte.

Der Baron hob sein Glas. „Prost, Alter! Du hast Nerven.“

Da verlor er weiter und weiter und ich spielte viermal hintereinander. Dann ging mein Partner.

Ich aber sah, und der Abend ging seinen Gang, der heilige Abend, der die goldenen Funken streut ins dunkle Land der Irdischen.

Die Anna steckte den Kopf zur Tür herein. „I' geh' jetzt zu meiner Schwester. I' will au' mein' christliche' Weihnachtsobed, Gut' Nacht!“

Der Johann kam. „Herr Doktor, könnt' i' net zu's Webers' Christine auf e' Stübche oder zwei?“

Doch, er könnte. 's Webers' Christine ist eine Tagelöhnerin von achtzig Leuten. Aber sie hat eine Entlein bei sich, die zwanzig zählt. So dumm ist der Johann hoffentlich nicht, daß er die beiden verwechselt.

Ich sah allein. Der eilige Wind pfliff uns Haus. Leer war die Flasche, leer die Gläser. Das des Knallbarons stand neben dem meinen.

Ich weiß nicht, warum ich es auf einmal in die Höhe nahm, umdrehte und wegstellte.

Dann stand ich auf. Es litte mich nicht mehr. Langsam schritt ich im Zimmer auf und ab und — — — Ja, geistig, ich wartete.

Kein Bote kam. Kein Klopfen.

Ich trat ans Fenster und sah sie über den Wäldern liegen, die heilige Nacht, von der die Kinder jubelnd und die Alten mit erstikten Tränen singen.

Als ein weißlicher Streif verlief die Straße da draußen. Mir kam es vor, als verlaufe sie endlos und zweifels ins Endlose und Jenseits. Kein Laut war zu hören, als der eine, — — —

Da sagte eine Stimme in mir: „Tu etwas, bleibe nicht so steif und starre in die Nacht, sonst wirst du ein Narr!“

Ich kenne sie gut, diese Stimme. Sie hat mir feinerzeit, als ich noch nicht lange hier oben war, geraten, das Jagen anzufangen. Den Karl May und den Gerstöder hat sie mir für einsame Abende empfohlen. Das andere Buch, in dem die Geschichte vom Turm zu Sileo steht, drückt sie mir zuweilen in die Hand.

Meinen dielen Weichselstock nahm ich aus der Ecke und löschte die Lampe.

Zwecklos gedachte ich auf der Straße hinzuschreiten, die mir ins Jenseits zu verlaufen schien. Wie Höhlenmolche sind wir, wie blinde Maulwürfe. — — —

Am Wegzeiger nach Schwarzenbach lag mein Freund, der Knallbaron. Er schlug die Augen noch einmal auf unter meinen Händen und sagte: „Schach und matt!“ Hirschschlag. Keine lange Sache.

Meinen Johann habe ich bei Webers' Christine geholt. Wir haben meinen Freund durch den Wald getragen. Über den Tannen standen die Sterne wie zitternde Funken, die hinausgehleht sind ins All.

Der Johann sprach kein Wort auf dem ganzen Weg.

Die Liebe und der Tod machen Weiße zu Narren und Narren zu Weisen.

Mir lief der Schweiß in Strömen von der Stirne.

Es war eine heilige Nacht. Abergläubisch bin ich nicht. Nur die Dachrinne — — —

fallenen Milchweibern. Sie schreut nicht davor zurück, sich zu ihnen in bei Staub zu werfen und sie herauszugiehen mit der ganzen Kraft ihres reinen Ehrgefühles.

Sie dient den vom Schicksal verfolgten, den Armen und Unglücklichen, indem sie eine Stimme zu erhalten sucht, in der Behörde. Dabei ist ihr fehnächster Wunsch, zwischen der bisher vorherrschenden, männlichen und daher auch einseitigen Lebensanschauung und der milderen, tiefer blidenden der Frau eine Ausgleichung herbeizuführen.

Dies alles ist ein einziges großes Dienen. Aber nicht das so oft verfallene, körperliche Dienen der Frau, sondern ein erhabenes Schönes, Geistiges.

Und da, wo die Frau an ihrem besten Plage ist, in der Ehe, da ist dieses Dienen am segensreichsten.

Die Ehe ist die schönste Harmonie, die Mann und Frau im Leben erleben können. Und wenn Eheleute wirklich imstande sind, sich gegenseitig zu ergänzen, so ist sie ein immer anwachsendes Glück, eine fortwährende Förderung in der Weisheit und Tugend. Da ist es nun hauptsächlich Sache der Frau, mit seinem Sinne diese Harmonie ungetrübt zu erhalten. Der Mann mit seinem nüchternen Wirklichkeitsinn beschäftigt sich mit großen epochemachenden Dingen. Stimmungsvolle Kleinigkeiten sind nicht für seinen rasch arbeitenden Geist. Die Frau aber soll die Blumen des Lebens sammeln und sie hinstreuen in das gegenseitige Leben. Sie soll Schönheit schaffen und mit weichen Händen ausgleichen, da wo die Seele in ihrem Fortschreiten durch äußerliche Dinge gehemmt sein könnte. Denken wir an die verschwenderische Schönheit der ersten Zeit einer jungen Liebe. Blumen, Gedichte, Lieder, träumerische Sommerabende, wilde voll Liebe, vielsegende Händebrüde.

Und was für eine bereite Sprache für alle Zukunft führt der Hochzeitsglocke mit seiner Überfülle der höchsten erreichbaren Schönheit. Die Braut in ihrer buftigen, zarten Erscheinung, bis ins Innerste hinein erfüllt von Liebe und selendolnem Glück, der Bräutigam in seiner gärtlichen, weichen Fürsorge und liebenden Lebens-einstimmung. Das Brautgemach, mit seinen geheimnisvollen Blumenbüschen, mit seinem überwältigenden Glück der Liebe und Erfüllung.

All dieses tiefe Erleben sollte fortgewirkt werden aus dem nun folgenden, eheleichen Zusammenleben? Nein! Gerade hier ist das schöne Wirkungs-feld der Frau, hier soll sie schaffen und kämpfen. Äußere und innere Schönheit soll sie hervorbringen und alle, auch die kleinsten Beziehungen harmonisch gestalten. Und wenn ein Mann und ein Weib mit ihren, in Wechselbeziehungen stehenden Gaben, sich herausarbeiten aus allen äußerlichen Kleinlichkeiten und das Fortschreiten der Seele als den Hauptinhalt ihres Lebens betrachten, werden sie, wie Gezirne am Himmel, ihren innern Glanz ausstrahlen. Wer könnte besser für die Allgemeinheit wirken, wer könnte besser das Zusammenarbeiten von Mann und Frau in der Öffentlichkeit fördern, als die glücklich verheiratete, von ihrem Gatten unterstützte Frau?

Wie das Zusammenleben von Mann und Frau in der Häuslichkeit, im Kleinen, so sollten wir trachten, den gleichen Geist auch in der Allgemeinheit zu bringen. Mann und Frau sich gegenseitig fördernd, zusammenarbeitend an den großen Aufgaben des innern und äußern Menschenfortschles.

Darum wollen wir Frauen an unsere großen, schönen Ziele fortwährend denken und arbeiten — arbeiten — unermüdet, bis wir durchbringen zum allgemeinen Verständnis. Wir wollen Glück schaffen und glücklich sein. Echte tüchtige Frauen, wohlthuend und dienend.

— Aktlu, mein Frischchen hat Halschmerzen und der Doktor muß kommen und Frischchen in den Hals legen. Frischchen meint zwar sehr, aber es hilft doch nichts, er muß stillhalten. Das geht so einige Tage fort, und Frischchen geöhnt sich daran.

„Na, siehst Du, kleiner Mann, jetzt geht es schon ganz gut“, sagt eines Tages der Doktor zu Frischchen.

„Ja“, erwidert dieser, „jetzt hast Du es aber auch schon gelernt, Onkel Doktor!“

— Was ist ja fehlt. Wirtin: „Webaure, der Herr Dangel ist nicht zu sprechen; er liegt im Bett und kann net aufstehn.“

Besucher: „Ja, was net gar! Was fehlt ihm denn?“

Wirtin: „Sein Hund! Dös is in der Wack!“